

André David Winter

Jasmins Brief

Roman



edition**bücherlese**...

e**b**...

André David Winter
Jasmins Brief

Roman

edition **bücherlese**™

Für Nicole & Nathan

7. NOVEMBER 2007

Sie bückte sich nach dem Tannenscheit und legte es keuchend in den Korb, der auf dem Holzbock stand. Sie wartete eine Weile, die Hand auf der Brust, und blickte in den Wald. Das Atmen fiel ihr schwer. Drei Scheite lagen im Korb, und sie wusste nicht, woher sie die Kraft nehmen sollte, ihn ins Haus zu tragen. Dann zog sie ihr Kopftuch, das zum Haaransatz hin verrutscht war, wieder in die Stirn herunter.

In letzter Zeit dachte sie oft an Tolstoi. Über seine Flucht von Jasnaja Poljana, wo er – mit Unterbrüchen – zweiundachtzig Jahre seines Lebens verbracht hatte. Weit war er nicht gekommen. In den frühen Morgenstunden des 28. Oktober 1910 war er aufgebrochen, im Bahnwärterhäuschen von Astapovo am 6. November an einer Lungenentzündung gestorben.

»Das war gestern vor ...«, sie rechnete nach, »vor siebenundneunzig Jahren gewesen.«

Geflüchtet war er vor Sofja Andrejewna, seiner Frau. Sie nickte. So war es doch!

»Zu spät«, dachte sie, und doch bewunderte sie seine verzweifelte Tat. Wie hatte er nach beinahe fünfzig Ehejahren noch die Kraft gefunden, seine Frau zu verlassen? Jedes Mal schüttelte sie den Kopf, wenn sie an diese kurze, sinnlose Flucht dachte. Sinnlos? Nein, sie nahm das zurück. Leo Tolstoi wollte nicht an der Seite seiner Frau sterben. Sofja, seine vielen Kinder, die vielen Besucher aus aller Welt. Frei sterben wollte er. Wenigstens das. Ohne die schwere Hand seiner Frau, die ihm die

Haare aus der fiebrigen Stirn strich, die ihm die Lippen mit einem Lappen befeuchtete, die seine Hand in ihrer Hand hielt. Bis zum letzten Augenblick.

Wie sie es getan hatte. Bei David, ihrem Mann. Sein hageres Gesicht stand plötzlich überdeutlich vor ihren Augen. Der graue Kinnbart, die eingefallenen Wangen, der seit Langem kahle Schädel mit dem Leberfleck.

»Warum bin ich geblieben, Tolstoi? Du bist gegangen, erst ganz am Schluss, aber doch, du bist fort, ich bin geblieben. Aber das weißt du ja schon ...«

Angefangen mit Tolstoi zu reden hatte sie erst, nachdem David gestorben war. Sie kannte einige Witwen, die nach dem Tod ihrer Ehemänner mit ihnen zu sprechen begonnen hatten. Das wollte sie nicht. Warum also nicht mit Tolstoi reden?

Sie bückte sich nochmals. Mit der leicht zitternden Linken nahm sie ein letztes Scheit vom Stapel. Wehmütig blickte sie auf die Axt neben dem Holzbock. Bis vor wenigen Wochen hatte sie noch die Kraft gehabt, kleine Scheite zu spalten.

In letzter Zeit dachte sie oft ans Altersheim. An die langen, hellen Flure, die vielen Fenster, das getönte Glas des Innenhofes, die Glastüren – überall Glas, in dem sich die Alten in ihren Rollstühlen, mit ihren Gehstöcken und Rollatoren spiegelten. Als ob sie unentwegt an ihre Gebrechlichkeit erinnert werden müssten. Schaut euch an! Schaut, was aus euch geworden ist! Sie würde nicht dort sterben.

David hatte Tolstoi geliebt. Jeden Tag war sie ins Heim gegangen, um ihm aus *Krieg und Frieden* vorzule-

sen. Seine Augen hatten ihn schon vor Jahren im Stich gelassen. Viel zu lange hatte er früher jeden Abend im Schein seiner kleinen Bürolampe Schülerarbeiten korrigieren müssen.

Binde dich an eine Frau, und du verlierst wie ein in Ketten geschmiedeter Sträfling jede Freiheit.

Der Satz, von Fürst Bolkonski ausgesprochen, stieg plötzlich in ihr hoch. War das, was der Fürst über die Frauen sagte, nur die Bemerkung einer Romanfigur, oder äußerte Tolstoi hier seine persönliche Meinung? Sie nahm sich vor, die Stelle nochmals zu lesen. Warum nicht gleich jetzt?

Sie packte den Weidenkorb, dem der rechte Henkel fehlte. Früher hätte sie ihn dem Korber mitgegeben, aber der kam schon lange nicht mehr. Mit einer Schnur hatte sie den Korb notdürftig geflickt.

Sie ergriff ihn an den zwei ungleichen Henkeln und bemerkte, dass sich auch der andere Griff zu lösen begann. Sie musste lächeln.

»Das ist das Alter!«, dachte sie.

Das hatte der Arzt bei ihrer letzten Konsultation auch zu ihr gesagt.

»Da kann man nichts machen, Altersarthrose.«

Er hatte ihr ein Antirheumatikum verschreiben wollen, sie hatte auf Morphinum bestanden.

»Wegen Schmerzen im Knie?«

Sie hatte nur genickt.

Die Schmerzen im Unterleib, die so stark geworden

waren, dass sie nachts nicht mehr schlafen konnte, hatte sie nicht erwähnt. Er verschrieb ihr das Morphinum.

»Wenn der Schlaf dich flieht, dann geht es ganz schnell. Dann kommst du von der Kraft«, flüsterte sie in den klaren Herbstnachmittag.

Das wusste sie von ihrer Mutter. Und so war es gewesen. Ganz schnell kam sie von der Kraft. Ganz schnell war sie gestorben. Und so wie Mutter war es vielen ergangen, die sie kannte. Schlaf war das Wichtigste, die beste Medizin.

Der junge Mann im frisch gebügeltel weißen Arztkittel hatte sie verduzt angeschaut, als sie ihn gefragt hatte, warum denn das andere Knie nicht auch an Altersarthrose leide. Es sei, wenn sie sich recht entsinne, genau gleich alt.

Sie schüttelte den Kopf und hob den Korb hoch. Zum Glück war es vom Holzunterstand bis zum Haus nicht weit, aber sie musste aufpassen, das Haus lag am Hang, und der Weg war rutschig. Sie hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, die Bergschuhe anzuziehen, wenn sie aus dem Haus ging, seit sie im Frühjahr auf dem Weg zum Bienenhäuschen gestürzt war. Manchmal schlüpfte sie jedoch einfach in Davids alte Gartenstiefel. So wie heute. Bergschuhe zu schnüren war mit ihrem Rücken und dem Knie kein Kinderspiel mehr. Vorsichtig setzte sie Schritt um Schritt, rutschte jedoch mit dem linken Fuß aus. Vor Schreck blieb sie einen Moment stehen und schalt sich eine alte Närrin.

»Käthe, Käthe ...«

Ohne die Füße vom Boden zu heben, rutschte sie den Weg hinunter, bis sie die kalte Steinkante der Terrasse

unter dem großen Zeh spürte. Mit einem Seufzer stellte sie den Korb auf die Buchenscheite, die Jan aufgestapelt hatte. Die Bergschuhe – ein Geschenk von ihm – schauten sie vorwurfsvoll an. Mit einem Nicken setzte sie sich auf den Gartenstuhl, zog die Stiefel aus, stellte sie neben die Schuhe mit dem guten Profil und schlüpfte in ihre Pantoffeln. Sie wollte schon ins Haus gehen, als sie sich nochmals umdrehte, die Stiefel packte und hinter den Holzstapel stellte. Die sollten ihr keinen Streich mehr spielen. Erst beim Hineingehen merkte sie, dass sie den Korb draußen hatte stehen lassen.

»Was hast du nur, Käthe?«

Sie drehte sich um und holte ihn.

In der Küche stellte sie den Korb auf den Tisch und öffnete die Ofentür. Sie zerknüllte die Zeitung und schob sie zuunterst ins Fach, darauf legte sie die vier Tannenscheite und zwei schwere buchene vom kleinen Stapel neben dem Ofen. Sie zündete das Papier an, das sich in den aufblühenden Flammen krümmte, schwarz stachen die Buchstaben hervor. Sie ließ die Ofenklappe noch ein wenig offen, damit das Feuer genug Luft bekam. Knisternd fraß es sich ins Tannenholz. Schnell schloss sie das Türchen, die Flammen wichen nach oben aus und brachten den gusseisernen Herd schon in kurzer Zeit zum Glühen. Sie kippte den Schieber im Ofenrohr, damit der Kachelofen in der Stube warm wurde.

Sollte sie Tee aus dem Samowar nehmen? Sie entschied sich, frischen zu machen, setzte Wasser auf und maß Assam ins Teesieb ab. Die feinen Blättchen ver-

strömten einen zart säuerlichen Geruch, der sich mit dem rauchigen des Ofens zu jenem Duft mischte, nach dem es im ganzen Haus, am stärksten aber in der Küche roch. Als das Wasser kochte, goss sie den Tee auf. Im Teekrug entrollten sich die Blättchen goldgelb.

Vorsichtig stellte sie die dünnwandige Tasse mit dem abblätternden Goldrand neben Teekrug, Zuckerdose und Milchkrüglein auf das Tablett und trug es in die Stube. Stellte es dort auf das kleine Beistelltischchen und setzte sich auf die selbst gestrickte Decke, die sie über das Sofa gebreitet hatte. Damit keine fremden Blicke die abgeschabten Stellen und Löcher entdeckten. Nicht dass es davon viele gäbe – sie hatte selten Besuch.

Ihr Blick schweifte nach draußen, über Baumgerippe hin, die von plötzlichen Böen geschüttelt wurden.

»Winde, die Herzen löschen wie Kerzen ...«

Irgendwo hatte sie das gelesen. Aber wo? Sie zuckte mit den Achseln und drückte auf die Taste des kleinen Kassettengerätes, das auf dem niedrigen Fensterbrett stand. Nach wenigen Sekunden, in denen nur ein Schleifen hörbar war, erklangen die ersten Töne des *Stabat Mater* von Pergolesi. Sie nahm das Teesieb aus dem Krug, und da sie – wie meist – vergessen hatte, ein Schälchen hierfür mitzunehmen, legte sie es auf den Unterteller, die Tasse stellte sie daneben. Sie vermisste das leise Klirren der Tasse auf dem Unterteller. Sie goss sich Tee ein und freute sich an den flüchtigen Dampfspiralen, die aus der Tasse stiegen.

Die Töne der Celli, die Wärme des Assams hüllten sie ein, ihr Blick schweifte ab. Sie schloss die Augen

und kehrte dorthin zurück, wo sie letzte Nacht war und wohin sie nicht wollte.

Ein kleiner Wassertropfen holte sie zurück. Zusammen mit anderen glitzerte er in den letzten Strahlen der Sonne an der Glyzinie, die sich um das Fenster rankte.

»Die muss im Frühjahr geschnitten werden. Man sieht ja nicht mehr zum Fenster hinaus«, sagte sie vor sich hin.

Sie fragte sich, wen sie bitten könnte, dies für sie zu tun, verscheuchte aber jeden Gedanken daran gleich wieder. Da waren die zwei Wörter, die sie schmerzten: *man* und *Frühjahr*. Wer ist *man*? Und wer sieht im Frühjahr aus diesem Fenster hinaus? Jan und die kleine Jasmin, denen sie das Haus vermachen würde? Würde Jan das Erbe annehmen?

»Schau mal, wie die Tropfen blitzen!«

Sie zeigte mit dem Finger auf die Glyzinie.

»Diese Musik ist aber auch zu düster, da kann man ja nur auf dumme Gedanken kommen. Ich wollte doch wissen, was Fürst Bolkonski zu Pierre gesagt hat«, sagte sie laut und deutlich zu Tolstoi.

Energisch drückte sie auf die Stopptaste, nahm die Kassette heraus und ersetzte sie durch ein Cellokonzert von Boccherini. Sie nahm einen Schluck Tee, griff dann mit zittriger Hand nach dem ersten Band von *Krieg und Frieden* und begann die Stelle zu suchen. Irgendwo am Anfang musste sie sein. Sie hatte den Brief von Jasmin zwischen die Seiten gelegt, nun steckte sie ihn wieder in die Jackentasche zurück. Rasch blätterte sie vorwärts. Ihr Finger wanderte zu der mit Bleistift angestrichenen Passage und folgte beim Lesen den Zeilen:

Großer Gott, was würde ich jetzt nicht darum geben, wenn ich unverheiratet wäre. Du bist der erste und einzige Mensch, dem ich das sage, und ich sage es dir, weil ich dich in mein Herz geschlossen habe.

Sie trug noch immer ihr Kopftuch, sie nahm es ab, ohne ihre Augen von den Sätzen zu lösen. Da war die Passage, die sie gesucht hatte.

Aber binde dich an eine Frau, und du verlierst wie ein in Ketten geschmiedeter Sträfling jede Freiheit. Und alles, was an Hoffnungen und Kräften in dir steckt, das alles lastet lediglich mit schwerem Druck auf dir und quält dich mit steter Reue ... Wenn du nur wüsstest, was all diese vornehmen Damen für eine Art von Menschen sind, und die Frauen überhaupt! Mein Vater hat ganz recht: Selbstsucht, Eitelkeit, Beschränktheit, Hohlheit in jeder Hinsicht, das ist das wahre Wesen der Frauen, wenn sie sich so zeigen, wie sie wirklich sind. Wenn man sie im geselligen Verkehr sieht, so möchte man meinen, dass an ihnen etwas dran wäre, aber nichts, nichts, nichts! Nein, heirate nicht, mein Freund.

»Wie warm es hier drin ist!«, stellte sie plötzlich fest. Sie öffnete, ohne mit Lesen abzusetzen, die Knöpfe ihrer Wolljacke. Ihre Augen brannten so heftig, dass sie sie für einen Moment schließen musste. Beim Weiterlesen verschwammen die Sätze vor ihren Augen. Sie presste die Lider zusammen, ihr Kopf wurde schwer und sank auf die Brust. Mit einem energischen Ruck hob sie ihn wieder hoch und öffnete die schmerzenden Lider. Einige

Sätze überspringend, las sie nur noch die unterstrichenen Stellen.

Dann nickte sie ein, der schwere Kopf senkte sich auf die Sofalehne.

Die Augen der Katze waren starr auf das Loch gerichtet. Als bannte dieser Blick alle Bewegung, verharrte der Wald in völliger Stille. Nichts rührte sich, kein Blatt, kein Ast. Reglos saß sie da. Die weichen Ballen ihrer Pfoten pressten sich auf die von Blättern und Nadeln bedeckte Walderde. Kein Zucken ihres Körpers, der Schnurrhaare. Plötzlich zitterte ein dürres Eichblatt, das über dem Loch lag. Ihre Muskeln spannten sich.

Das Eichblatt schob sich raschelnd nach oben. Eine kleine spitze Schnauze erschien, bewegte sich nervös nach links und rechts. Die stecknadelgroßen Äuglein erkannten zu spät, was sie bereits mit scharfen Krallen zu Boden drückte. Schon gruben sich die Krallen in das weiche Fell, doch der Druck lockerte sich wieder. Die vor Angst zitternde Maus rollte sich, spitze Schreie ausstoßend, zusammen. Eine samtige Pfote stieß sie sanft an, eingerollt kugelte sie zur Seite. Die durch die Baumkronen einfallenden Strahlen der Sonne ließen die Pupillen der Tiere aufglänzen. Wieder und wieder stupste die Pfote sie an, bis die Spitzmaus jäh aufsprang und losrannte. Doch die Krallen waren schon wieder da. Sie gruben sich tief in ihre Flanke, auch diesmal lösten sie sich wieder, warfen sie aber hoch in die Luft. Sie landete auf dem Rücken, wirbelte herum und hastete davon. Vor ihr lag ein Haufen Steine, in dem ein Holzkreuz steckte. Panisch rannte sie darauf zu, daran vorbei, zu einer umgestürzten Buche. Kurz bevor sie den Stamm erreichte, bohrten sich die Krallen in ihren Rücken und drehten

sie herum. Rissen das Bauchfell auf, ein Teil ihres Darmes stülpte sich glänzend nach außen. Die Katze ließ die Maus los und setzte sich hin. Mit schräg gestelltem Kopf blickte sie auf ihr Opfer, das sich unter eine auf dem Boden liegende Borke der Buche flüchtete. Sanft drehte die Katze das Stück Rinde um, saß lange da und sah dem Verenden der Maus zu.

Kälte drang vom See her. Nacht senkte sich in den Wald. Mit weichen Schritten setzte sich die Katze in Bewegung, folgte dem Pfad, der vom Holzkreuz zum kleinen Waldhaus führte, ging den Weg durch die Rhododendren, ohne eine Abkürzung durch die verwelkten Stauden zu nehmen. Trat auf das abendnasse Gras der Wiese und erreichte die Steinplatten, die zum Haus führten. Dort schlüpfte sie durch das Katzentürchen, drückte die angelehnte Tür zur Stube auf, sprang aufs Sofa und schnurrte.

Käthe schrak auf. Für einen kurzen Moment wusste sie nicht, wo sie sich befand, und blickte verwirrt um sich. Trotz der warmen Stube fröstelte sie. Sie richtete sich auf, zupfte ihr Wolljäckchen zurecht und glättete ein paar Haarsträhnen. Die Katze drängte sich an sie und stupste mit dem Kopf gegen ihr Kinn. Käthe stieß sie sanft vom Sofa, die Katze strich mit aufgestelltem Schwanz um ihre Beine und schnurrte weiter. Käthe streichelte ihren Kopf.

»Gutes Mörli, bist ein guter Kater.«

Erst jetzt, als sie den Blick vom Kater wandte, sah sie, dass es Nacht geworden war.

»Wie lang ich wohl geschlafen habe?«



André David Winter, geboren 1962 in der Schweiz. Seine Kindheit verbrachte er bis zum achten Lebensjahr in Berlin. Mit vierzehn verlor er seine Mutter. Nach Abbruch einer Lehre arbeitete er auf Bauernhöfen in der Schweiz und in Italien. Es folgten die Ausbildung in der Psychiatrie und die Arbeit in der Notschlafstelle und in einem rumänischen Kinderheim. Heute arbeitet Winter als Kursleiter und Erwachsenenbildner im Gesundheitswesen. Er lebt mit seiner Familie im Kanton Luzern. 2008 erschien sein Roman *Die Hansens*, 2012 folgte *Bleib wie du wirst. Deine Demenz, unser Leben*. In der edition bücherlese ist der Roman *Jasmins Brief* (2015) lieferbar.